



Novokuznetsk

Kiew

Garbsen

Grygoriy Gershteyn war lange dort und ist jetzt hier: 23 Jahre lang hat er in Kiew an der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine gearbeitet. Die Bücher, die am PZH auf seinem Tisch liegen, heißen „дислокация“, „Dislocation“ oder „Struktur der Metalle. Versetzungen“.

Es geht um ein Thema: Wie etwas in einem metallischen Werkstoff von hier nach dort „wandert“ und eine Versetzung bildet. Solche Versetzungen machen die große Verformbarkeit von Metallen aus.

Gershteyn hat Metallstrukturen untersucht, als der Kalte Krieg Ost und West trennte. Er hat Versetzungen studiert, als Glasnost sie wieder annäherte, als sich später die Sowjetunion auflöste und die Freiheiten zunahmen.

Als Anfang des Jahrtausends neue Freiheiten gleich wieder beschnitten wurden, reiste seine Familie aus, der drei Kinder wegen.

Seit 2001 lebt er in Niedersachsen. Seit 2002 erforscht Grygoriy Gershteyn am PZH Metallstrukturen, insbesondere Versetzungen.

Ein Gespräch über Unterschiede. Und über Verbindendes.

Herr Gershteyn, Sie vergleichen deutsche und russische Redewendungen und Sprichwörter. Gibt es Ähnlichkeiten?

Gershteyn: Ja, es ist erstaunlich: 70 bis 90 Prozent der Redewendungen sind gleich. „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus“ – das gibt es genau so auch auf Russisch. „Der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach“ gibt es auch – nur die Vögel passen sich der Umge-

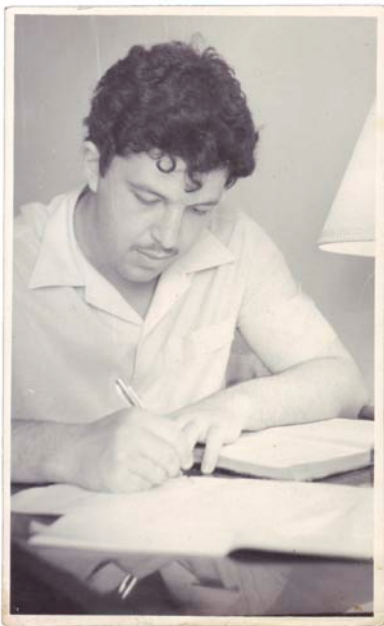
bung an: Auf Russisch ist es besser, eine Meise in der Hand zu haben als einen Kranich auf dem Dach.

Was ist mit den sprichwörtlichen Unterschieden?

„Es gibt kein schlechtes Wetter, sondern nur unpassende Kleidung“ – das Sprichwort gibt es nur auf Deutsch, natürlich. Und wenn es um Probleme geht, da unterscheiden sich die Russen und die Deutschen auch voneinander. Auf Deutsch heißt es, „ein Problem beseitigen“, auf Russisch heißt es, „einem Problem ausweichen“ ...

Auf Sie scheint diese Haltung ja nicht zuzutreffen. Sie haben mit 45 Jahren, in einer ausgezeichneten Position und nach guten Jahren in Russland und der Ukraine die Koffer gepackt und neu angefangen. Bereuen Sie Ihren Schritt manchmal?

Nein, wir haben es noch nie bereut. Unsere Vorstellungen von Deutschland haben sich absolut erfüllt. Wir haben ja Niedersachsen „gekriegt“ – so muss man das wohl sagen – und es gefällt uns hier unglaublich gut. Ich kann an der Farbe vom Gras erkennen, dass wir in Niedersachsen sind: Hier ist das Gras nicht grün, sondern smaragd. Meine Schwester wohnt in München, und sie hätte uns gern dort gehabt. Aber ich möchte hier nicht weg.



Grygoriy Gershteyn als Student
1973 in Novokuznetsk.

Keine Sehnsucht nach Verwandten und den alten Nachbarn?

Wir haben keine Verwandten mehr in Russland. Wir waren die letzten, die hierhergekommen sind, obwohl unsere deutsch-jüdischen Wurzeln

sehr weit zurückreichen. Mein Vater konnte noch gut Deutsch sprechen, und seit unsere Ausreise feststand, haben unsere Kinder im Goethe-Institut in Kiew weiter Deutsch gelernt.

Mit den Nachbarn ist es in Russland so: Am Anfang große Liebe, etwas Wodka, nach zwei Monaten tödlicher Streit. Hier war es so, dass unsere Nachbarin, eine alte Dame, uns ein Jahr lang beäugt hat – anfangs hatte sie einmal gesagt, „Oh, ich kenne Russen, die habe ich '45 in Dresden gesehen“ – und jetzt sind wir beste Freunde. Sie hat mir gerade ein Buch von Helmut Schmidt geschenkt, weil sie weiß, dass ich ihn sehr schätze.

Ihre Kollegen sagen, Sie haben Stahl im Blut – das ist ein positives (Vor-)urteil, das offenbar auch Ihren russischen Kollegen am PZH gilt. Sind Russen die besseren Ingenieure?

Die Russen, die hier arbeiten, haben alle im UdSSR-Bildungssystem gelernt, das ja längst nicht mehr existiert. Dieses System war ganz anders als in Deutschland. In Russland lernten Ingenieure an der Universität viel und gemeinsam. Erst nach der Ausbildung vertieften und spezialisierten sie ihr Wissen. In Deutschland macht man schon während des Studiums Projektarbeiten und ist schnell superhochspezialisiert. Die Russen sind oder waren also flexibler. Aber mir gefällt das deutsche System trotzdem besser. Allerdings ist es schwierig, wenn die Aufgabe, für die man spezialisiert ist, endet. Eigentlich ist das deutsche System auf ein stabiles Arbeitsleben ausgerichtet.

Sie selbst sind aber gar kein Ingenieur.

Nein, ich habe von 1972 bis 1978 an der Sibirischen Industriellen Universität in Novokuznetsk „Physik der

Metalle“ studiert. In Novokuznetsk – auf Deutsch bedeutet das Neuschmiede – wurde etwa ein Drittel des russischen Stahls produziert. Das heißt, wir haben dort sehr eng mit den Forschungsabteilungen der Industrie zusammengearbeitet. Wir hatten fast unbegrenzte Möglichkeiten, selbstständig zu arbeiten und erste Publikationen zu veröffentlichen. Normalerweise ist das russische System ja anders: An den Universitäten wird fast nur gelehrt. Geforscht wird an wenigen großen Akademien der Wissenschaften. Für mich war deshalb auch klar, dass ich an eine solche Akademie gehen wollte, um bessere Chancen für meine Forschung zu haben.

War Moskau dann nicht erste Wahl? Moskau war zu kompliziert. Aber in der Ukraine, in Kiew, habe ich schnell eine gute Stelle gefunden, eine Wohnung, und meine Frau hat eine Stelle im Ministerium bekommen. Meine Frau und ich haben uns schon kennengelernt, als wir 20 waren, bei einem Sportlager. Sie war als Turnerin dabei, ich als Ringer. Sie hat in Novokuznetsk Hüttenwesen studiert.

Und in Kiew haben Sie 23 Jahre gelebt, eine Familie gegründet und geforscht?

Ja, ich habe promoviert in der Abteilung für Strukturuntersuchungen, die ich später geleitet habe. In meinem Institut „Technologie der Werkstoffe“ waren 1200 Leute beschäftigt – ein kleines Institut. Jeder Wissenschaftler hat dort einen Metallographen, der nur für ihn arbeitet, und jede Abteilung hat ein paar Techniker. Die Finanzierung für die Forschung war fast unbegrenzt. Wir haben ja auch mit dem Verteidigungsministerium zu-

sammengearbeitet. Als meine Familie später überlegte auszureisen, war klar, dass ich auch einen Stempel der 1. Abteilung brauche – der Staatssicherheit – und es hat mich gewundert, dass ich den ohne Probleme bekommen habe. Heute wäre das möglicherweise schon wieder anders ... Wir hatten schon gegen Ende der 1990er Jahre beschlossen, dass wir gehen wollen, weil uns die Entwicklung in Russland und der Ukraine nicht gefiel, aber ich habe gezögert. Ich habe mir große Sorgen gemacht, ob ich einen interessanten Job finden könnte. Es war meine Frau, die am Ende die Entscheidung getroffen hat. Für unsere Kinder, die damals 14, 15 und 22 waren.

Sie haben einen Job gefunden: Seit 2002 forschen Sie am PZH.

Die Abteilung, in der ich arbeite, heißt wieder „Technologie der Werkstoffe“ und ist am Institut für Werkstoffkunde angesiedelt.

Was machen Sie da?

Ein Beispiel: Wenn man Stahl und Aluminium gemeinsam walzt, will man wissen, was in der Übergangzone der beiden Metalle geschieht. Dann bereiten wir entsprechende Materialproben vor, beobachten sie mit dem Transmissionselektronenmikroskop und machen außerdem Beugungsbilder der Gitterstrukturen. Und der Hauptteil der Arbeit – meiner Arbeit – ist es, diese Bilder zu interpretieren. Man braucht Erfahrung, um Strukturen zu erkennen.

Die Forschung in diesem Bereich ist zurzeit sehr angesagt und deshalb verbringe ich auch viel Zeit damit, zu gucken, was andere auf diesem Gebiet möglicherweise schon erforscht haben.

Im direkten Vergleich: Wo forscht es sich besser?

Das deutsche System ist sehr auf Ergebnisse fokussiert, alles ist klar und deutlich strukturiert. Wenn es keine verwertbaren Ergebnisse gibt, wird die Forschung irgendwann eingestellt. Das macht das System dynamisch. Wenn wir jetzt Gastwissenschaftler aus Russland am PZH haben, die untersuchen und untersuchen und untersuchen ... und ich frage sie: Warum untersucht ihr das? Und sie sagen: Weil wir Grundlagenforschung machen. Mir scheint, die Ziele sind oft sehr verschwommen und weit weg von Zielen der Industrie und auch der Wissenschaft.

Es scheint nicht ganz leicht zu sein, den Ost-West-Wissenschaftlertransfer zu meistern. Wie haben Sie das geschafft?

Mit einem Stipendium der Otto Benecke Stiftung. Sie unterstützt Aussiedler, die eine akademische Ausbildung haben oder hier studieren wollen. Die Stiftung hat mir ein einjähriges Praktikum ermöglicht, für das ich mich am Institut für Werkstoffkunde beworben hatte. Das war wichtig. Denn erstens braucht man deutsche Fachbegriffe. Zweitens muss man lernen, wie hier alles läuft: Wie man etwas bestellt, wie man eine Dienstreise macht, all solche Dinge. Und außerdem werden Computer hier auf einem anderen Niveau genutzt. Hier kann fast jeder Student mit AutoCad und SolidWorks umgehen und natürlich Powerpoint-Präsentationen machen...

Ohne Praktikum wären wir nicht geeignet für die Arbeit in Deutschland. Egal, wie gut man war, was man gemacht hat, wie viele Leute man geleitet hat.

Sind Sie denn heute mit Ihrer Arbeit zufrieden?

Sehr zufrieden. Mehr als sehr! Ich habe nicht gedacht, dass ich wissenschaftlich solche Möglichkeiten kriege. Die Geräte, das Präparations-



Seit 2002 erforscht Grygoriy Gershteyn am PZH Übergangszonen in Metallen.

Labor, tolle Projekte, sehr nette und engagierte Kollegen, die immer sofort ihre Arbeit zur Seite geschoben haben, wenn ich mal wieder eine Frage hatte. Dann ist hier ja auch die TIB, die Technische Informationsbibliothek mit der weltweit besten Osteuropäischen Abteilung mit Zeitschriften auch aus sowjetischen Zeiten und allen aktuellen Publikationen ...

Und Ihre Familie?

Meine Frau hatte nach unserer Ankunft entschieden, ihre berufliche Integration zugunsten der Kinder zurückzustellen. Inzwischen arbeitet sie in einer Arztpraxis. Meine Tochter hat BWL studiert und arbeitet hier in Hannover bei einem Energieversorger. Und meine Söhne studieren Maschinenbau, hier an der Leibniz Universität. Sie arbeiten beide als HiWi am PZH. Manchmal schauen Sie hier bei mir vorbei.